

# Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.  
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition:  
Berlin W. 57, Wintefeldt-Straße 24.  
Fernsprecher: Amt Lützow, Nr. 648  
Redakteur: Emil Dittmer.

Berlin,  
den 25. Oktober 1914.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.  
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ vierteljährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 Mk.  
Postzeitungs-Liste Nr. 3164.

Inhalt: Werden die Kriege gefährlicher? — Kriegsbriefe. — Aus dem Tagebuch eines Feldarztes (Jenikelen). — Aus unserer Bewegung. — Mundschau. — Ailiale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten. — Jmerat.

## Werden die Kriege gefährlicher?

Die bange Frage, die jetzt alle diejenigen beschäftigt, die liebe Menschen draußen im Felde sitzen haben, ist die: Sind die Kriege gefährlicher oder humaner geworden; ist die Aussicht, gesund heimzukehren, heute größer als in früheren Kriegen, oder geringer? Hans Günther untersucht als Sachmann diese Frage in der „Mundschau“ und kommt dabei zu Resultaten, die, wenn wir sie auch nicht im vollen Umfang anerkennen können, doch manches Tröstliche enthalten.

Unbedingt ist der Behauptung Günthers zuzustimmen, daß die Zahl der an Krankheiten und Seuchen Zugrundegehenden sich immer mehr vermindert, je weiter die Kultur der kriegsführenden Völker fortschreitet. In früheren Kriegen war die Zahl der durch Krankheiten Fortgerissenen größer als die der einem feindlichen Geschöß zum Opfer fallenden. So starben im Krimkrieg (1854—1856) vom französischen Heer durch Waffenwirkung 20240 Mann, durch Krankheit, Unfälle usw. dagegen 65163; das Verhältnis war also wie 1 : 3,2. Im amerikanischen Bürgerkrieg (1860—1865) verlor das Nordheer 110038 Mann durch feindliche Mägel, 224586 Mann aber durch Krankheiten; Verhältnis wie 1 : 2,0. Der deutsch-österreichische Krieg brachte den Preußen 4459 Verluste durch Mägel, 6427 durch Krankheiten, während bei den Österreichern durch beide Ursachen 8873 und 10079 Mann zugrunde gingen. Das Verhältnis war also hier für die Preußen wie 1 : 1,4, für die Österreicher wie 1 : 1,1, im Durchschnitt wie 1 : 1,2. Im deutsch-französischen Kriege überwog zum ersten Male — wenigstens auf deutscher Seite — die Zahl der durch Waffenwirkung Gefallenen die der durch Krankheiten Getöteten: es starben 28278 Mann durch französische Mägel und nur 14904 durch Krankheiten; Verhältnis 1 : 0,5. Einen Rückschlag wies allerdings der russisch-türkische Krieg (1877/78) mit 31742 durch Waffenwirkung und 82679 durch Krankheiten Ungelungenen auf; doch ist hierbei der niedrige Kulturzustand der beiden Gegner zu berücksichtigen und daher dieses Beispiel auszuscheiden. Wir erhalten dann also folgende Reihe: 1 : 3,2; 1 : 2,0; 1 : 1,2 und 1 : 0,5. Die Fortschritte der medizinischen Technik, des Pflegewesens, der stärkere Ausbau der zum Transport der Truppen dienenden Eisenbahnen und die dadurch bedingte Schonung haben diese erfreulichen Resultate bewirkt.

Wie sieht es nun aber mit der größer oder geringer werden der Gefährdung der ins Feld ziehenden durch feindliche Geschöße? Günther behauptet, daß hier der Rückgang noch auf fälliger sei und veruft sich dabei auf die Tatsache, daß Friedrich der Große in seinen Schlachten 23 bis 40 Proz. seiner Truppen verloren habe, während in den Napoleonischen Schlachten meist weniger als 20 Proz. der beteiligten Franzosen, in den 18 großen Schlachten des Krieges 1870/71 aber im Mittel nur 7 Proz. der engagierten Truppen fielen. Er begründet dieses „Varmloset werden“ der Schlachten folgendermaßen:

Erstens ist die Kriegsstärke eine andere geworden. Der Krieg von heute ist der Hauptsache nach ein Kampf der Intelligenzen geworden, bei dem die Macht der Waffen erst im letzten Moment in Wirksamkeit tritt, während sie früher die ganze Entwicklung des Dramas beherrschten. Weite Umgehungsmanöver, die den Feind zum Rückzug zwingen, ehe noch eine Kugel angeworfen ist, Abtrennung größerer oder kleinerer Truppenteile, die oft schon nach kurzem Kampf die Waffen strecken, um nicht aufgerieben zu werden, charakterisieren den modernen Krieg. Die Entwicklung der Wundtechnik, insbesondere die größere Tragweite der Gewehre, hat die Entfernungen zwischen den kämpfenden Heeren wachsen lassen, und damit die Mörderkraft vergrößert, die Heere durch künstliche oder natürliche Deckungen zu schützen. Der wichtigste Faktor aber ist, nach Günther, die wachsende Painslosigkeit der durch die Heinfalibrigen Geschöße verursachten Verwundungen, und die sowohl hierdurch als auch durch die verbesserte Art der Wundbehandlung bedingte größere Zahl von Heilungen.

Eine auch in diesem Kriege bereits wieder bestätigte Tatsache ist es, daß die modernen Zirkgeschosse, besonders wenn sie nur auf Weichteile treffen, verhältnismäßig schnell heilende Wunden erzeugen. Sie schlagen in den meisten Fällen glatt durch den Körper durch und verursachen nur einen ganz engen Schwefelkanal. Man hat sogar beobachtet, daß Bauch-, ja Kopf- und Herzschüsse gänzlich verheilen, während sie früher unbedingt tödlich waren. Ungünstig verlaufen solche Schüsse, die das Herz, den Magen oder die Blase in gefülltem Zustande treffen. Die außerordentliche Stoßkraft der modernen Geschosse erzeugt, falls die Kugel ein mit einer Flüssigkeit gefülltes Organ trifft, eine lokale Dampfentwicklung, die explosiv wirkt und das betreffende Organ zerreiht. Auch bei Schädelschüssen kommt unter Umständen eine solche Wirkung vor. Immerhin konnte ein Militärarzt aus dem russisch-japanischen Kriege berichten, daß zwei Drittel der von ihm wegen Schädelschuss behandelten Soldaten geheilt wurden, während im chinesisch-japanischen Kriege, in dem ein größeres Maliber benutzt wurde, fast alle Kopfschüsse tödlich ausgingen. Ebenso hat sich die Diagnose der Lungenchüsse mit abnehmendem Maliber der Geschosse immer günstiger gestellt. Nach Müntner verliefen im Kriege 1870/71 die Lungenchüsse der Chassepots (Mal. 11 mm) viel günstiger als die des Zündnadelgewehrs (Mal. 13,6 mm) oder gar die des Rintengewehrs (Mal. 18 mm). Das moderne Kleinfalibergeschöß 5,9 bis 8 mm aber erzeugt so qu-artige Lungenwunden, daß diese zu den ungünstigsten Verletzungen gehören, die die moderne Kriegschirurgie kennt.

Einen erheblichen Verdienst an dem günstigen Ausgang der Verwundungen hat auch die moderne konservative Kriegschirurgie. Während man früher jede Wunde als von vornherein infiziert ansah, und deshalb ungemein häufig, um einer allgemeinen Intoxikation vorzubeugen, zur Amputation schritt, vertraut man heute in viel höherem Maße den Heilkräften der Natur, die auch mit einigen in die Wunde mit hineingerissenen Keimen fertig wird, und beschränkt sich im allgemeinen auf eine Unterstützung des natürlichen Heilprozesses durch Verwendung aseptischen Verbandmaterials, als hygienisch einwandfreie Gazarette und gute Verpflegung. Es ist Grundgesetz geworden, die Wunde so wenig wie möglich zu berühren. Man laßt deshalb sogar

stehengebliebene Mägen und Geschößtüde, wenn sie keine allzu große Gefahr darstellen, ruhig einheilen.

Diese günstige Prognose, die demnach den ins Feld ziehenden Soldaten nach Ansicht Günthers zu stellen ist, bedarf freilich auch einiger Korrekturen. Zunächst ist der entsetzlichen Verletzungen zu gedenken, die durch die Schrapnells und die explodierenden Artilleriegeschosse gesetzt werden, die mit der Ausbildung dieser auch immer gefährlicher werden. Was die Verwundungen durch Gewehrflügel anbetrifft, so pflegt die Verletzung nur dann so relativ harmlos zu sein, wenn das Geschöß glatt durchschlägt. Bei der Neigung der langen schlanken Geschöße zum Pendeln sind Querschläger ziemlich häufig, die dann natürlich besonders schwere und meist auch infizierte Verletzungen erzeugen. Endlich hat die im Durchschmitt weit schnellere Keilung auch ihre Schattenseiten, nämlich die, daß der weitaus größte Teil der Verwundeten nach kurzer Zeit wiederbergeheilt ist und von neuem gegen den Feind geschickt wird, so Gefahr laufend, zum zweiten und dritten Male verwundet zu werden.

Letzten Endes aber werden die Chancen für den einzelnen Krieger, gesund und heil wieder zu kehren, doch davon abhängen, wie lange der Krieg dauern wird. Wird auf beiden Seiten bis zum Weißbluten gekämpft, so wird der Prozentsatz der Verstümmelten und Geblödeten naturgemäß ein viel größerer sein, als wenn ein rechtzeitiger Friede geschlossen wird.

### Kriegsbriefe.

**Im Lazarettzug.** Von einem Verbandkollegen erhalten wir die nachfolgende Schilderung: Die meisten unserer Verbandkollegen ahnten wohl nicht, daß sie so schnell ihr Wissen und Können für das Wohl ihrer verwundeten Arbeitsbrüder einsetzen sollten. Nun sind wir im Felde; der eine hier, der andere dort, aber alle von dem glühenden Wunsch befeuert, nach unserer glücklichen Heimkehr mehr wie je für die Völkerverbrüderung zu agitieren. Wie mehr darf solch entsetzlicher Krieg zwischen den kultivierten Nationen der Welt zutage kommen. Wir aber wollen draußen unsere Pflicht tun, getreu unserem Wahlpruch und zu Ehren des roten Kreuzes. An unsere zu Hause tätigen Verbandkollegen aber richte ich die dringende Mahnung: Sorgt, Kollegen, daß unsere Presse und Organisation diese schwere Zeit überwindet! Bleibt beiden treu und helft, die schwere Arbeit zu tragen!

Und nun zu unserer Reise. Meine Ungeduld, im Felde recht bald tätig zu sein, wurde durch meine Einberufung am 5. September als Begleiter eines württembergischen Kuls Lazarettzuges befriedigt. Im Stuttgarter „Königsbau“, wo die Äden der roten Kreuz-Organisation des Württembergers Landes zusammenlaufen,

erhielten wir die fürs Feld nötige Ausrüstung. Dann ging's an den mit Eulsternen aller Kolonnen des Landes ausgerüsteten Lazarettzug nach Cannstatt. In jedem Wagen waren 8 federnde Tragen für Schwerverwundete. Jede Trage, mit weichem Stoff, fester und wollener Schlafdecke versehen, Krankengehör, Verbandzeug usw. vervollständigten die Einrichtung unseres Wagens. 20 derartige Wagen haben die einzelnen Kolonnen unseres Landes so improvisiert. Außerdem führt unser Zug noch Artzswagen, Sanitätswagen und Vorratswagen sowie 10 Wagen 4. Klasse für Leichtverwundete mit sich, also im ganzen 31 Waggon, und nun ist alles fertig zur Abreise. Es ist 3 Uhr. Unser Zug saust über Pletzlheim-Marlsruhe dem Schlachtfeld zu. Zabern, Straßburg, Saarburg — alles fliegt an uns in ununterbrochener Fahrt vorbei. Jetzt kommt die letzte deutsche Stadt. Doch was ist das? Eine Salzfabrik an der Bahnlinie, total demoliert, zertrümmert — die ersten Anzeichen des Krieges. Jetzt geht's über die Grenze. Es ist 1 Uhr nachts. Langsam, vorsichtig abwägend, rollt unser Zug auf feindlichen Schienen weiter. Unsere Taschenlampen beleuchten die nächste Umgebung: Große, frisch aufgeworfene, lange Hügel — ein roh zusammengesageltes Kreuz und grüne Büschel darauf, rechts und links der Bahnlinie. Rasenränder sind es. Arme Brüder! So jung, so begeistert zogt ihr aus, und nun hier habt ihr das Leben so schnell ausgehaucht! Ununterbrochener, immer näher kommender Manonendonner, Klein- und Großgeschütz. Wir befinden uns also auf dem Schlachtfeld. Schützengraben und zertrümmerte, zerretene, aufgewühlte Felder, zerbrochene Häuser, schnell errichtete Schutzwehren zeigen uns, daß hier vor kurzer Zeit der Kampf, das blutige Ringen getobt. Ein Ahd, der Zug steht. Eine Ruine bildet der ehemalige Bahnhof. M... liegt vor mir, und in jedem Winkel dieses zusammengehoften Gemäuers, färglich auf Strohhalm gebettet, liegen Hunderte von Verwundeten. Jetzt zeigt, Sanitätsmannschaften, was ihr gelernt, was ihr könnt! Unsere Ärzte, die Schwestern, die Mannschaften sind schnell mit Laternen bewaffnet. In 10 Minuten stehen 150 Tragen zur Aufladung bereit, und nun hinein in den Trümmerhaufen! Murze, halbblaute Kommandos: „Debt unsere Trage! Marich! Marich! Setzt ab!“ Hier und dort tönt ein Schmerzenslaut, ein Stöhnen, und schon stehen die Tragen — in Reihen geordnet — zum Einladen bereit. Mancher dankbare Ahd sagt uns im Vorübergehen: „Jetzt sind wir in guten Händen!“ Inzwischen hat auch im völlig zertrümmerten Dorfe die Sanitätskompanie unsere Ankunft erfahren und bringt uns die verwundeten Brüder. Wagen um Wagen. Aus der Kirche, aus der Schule, aus dem Pfarrhaus — überall holen wir sie heraus, bis alles leer ist. Die Leichtverwundeten kommen mit Stößen, sich gegenseitig stützend und führend, daher. Um 10 Uhr morgens ist unser Zug mit 500 Verwundeten, wovon 100 Schwerverwundete, besetzt. Diese sechsstündige Tätigkeit wurde von ununterbrochenem Manonendonner und Geschützfeuer begleitet. Vor uns hat unsere schwere Artillerie die Dügelleiste besetzt. Ein Fesselballon neben dem anderen zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen, Scheinwerfer zuden bligartig über das Gelände, ein

### Aus dem Tagebuch eines Feldarztes.

Die nachfolgende überaus plastisch-anekdotische Schilderung entnehmen wir der Tagespresse. Wir geben im Auszug hauptsächlich die Teile wieder, die sich auf die Tätigkeit des Sanitätspersonals während der Schlacht beziehen. D. M.

#### 1. Die Schlacht vor Antwerpen.

Wir fahren weiter. Im Dorf vorn tracht es wüt, die Belgier schießen ihr eigenes Dorf kaputt. Im ersten Haus der Dorfstraße finden wir eine Infanteriewache. Da gibt es Maffee und Sieita. Sie warnen uns davor, weiter zu fahren, weil in alle umliegenden Häuser Granaten einschlagen. Wir schwanken noch. Da kommt atemlos ein Russtier die Dorfstraße zurückgelaufen und schreit nach einem Wagen. Gleichzeitig schlägt eine Granate acht Häuser weit davon mit großem Lärm ein. Ein anderer Mann nützt herbei und schreit, daß der Truppenverbandplatz samt dem Stabsarzt in diesem Hause verschüttet sei. Jetzt heißt's: vor! Einer von uns beiden soll zurück, um den Wagen des Pfarrers zu holen, aber keiner will. Schließlich bricht ein Pedal von meinem Rad ab, und so darf ich dableiben und zurecht helfen.

In zitternder Aufregung stürze ich vorwärts. Vorn platzt ein Geschöß. Einige Häuser brennen lautlos, lichterloh. Da, einige Infanteristen vor einem Haus. Dies Haus sieht sehr merklich aus, etwa wie so ein Häuschen, das Minder aus drei Wänden aufbaut. Meine Stodwerke sind da mehr, nur noch das Dach und zwei Seitenwände, und im Dach ein zimmergroßes Loch. Das ganze Haus ist auf den Keller gestürzt, darunter, d. h. in den Trümmern, ist der Truppenverbandplatz. Der Stabsarzt ist schon herangezogen. Einige Infanteristen, die verschüttet waren, sehen kreideweiß und voller Schreck daneben. Mit lehm-gelbem Gesicht liegt der Stabsarzt da. Sein Bein hat eine Rot-

schiene. Ich frage ihn nach seinem Befinden, er hört nichts, er ist taub durch den wahnwitzigen Schreck. Wimmernd ruft er: „Nur nach hinten!“ Ich gebe ihm schnell eine Morphiumspritze. Dann — paradies! schlägt eine Granate ins Stadtdach, und die Klammern lodern hoch. Die Infanteristen und Krankenträger taumeln. „Bitte, meine Herrschaften, ihr seid im Dient. Träger, faßt an! Debt an! Marich!“ In der einen Hand den entzündeten Revolver, in der anderen das abgebrochene Pedal, so führe ich den traurigen Zug. Aber es geht nicht. Die Träger sind durch das wahnwitzige Granatfeuer und durch den Zusammenstoß des Hauses an das Ende ihrer Kräfte gebracht. „Setzt ab!“ Ich laufe, mein raue durch die Dorfstraße nach vorn zur Infanteriewache. „Hier Mann Gewehre ablegen, mir nach. Vaußschritt, marich, marich!“ Atemlos kommen wir bei der Truppe an. Ein paar Kommandos. Der Zug setzt sich nun schnell in Bewegung, und nach einigen Minuten kommen wir zur Infanteriewache am Ende des Dorfs. Nun ist einige Siderheit. Es geht die Chauffee entlang weiter bis zum Sanitätswagen, neben dem der Regimentsarzt hält. Der Kranke wird aufgeladen und wir holteln los. Im nächsten Dorf lasse ich noch einige Verwundete aus Scheunen holen und auf requirierete Wagen legen. Schließlich kommen wir zur Kompanie, von wo wir die Kranken auf Autos nach Prüffel bringen.

#### 2. Ein weiterer Kampftag.

Die Sanitätskompanie steht in Bereitschaft. Effiziente und Ärzte sind teils im Gehöß, teils auf dem Feld. 100 Meter rechts auf dem Hübelbügel hält der Divisionskommandeur mit seinem Stab. Ich hole mir einen Stuhl auf den Ader; vor mir freies Feld, in 500 Meter Entfernung Büsche, über denen dauernd Schrapnells plagen. Eine Manonpatrouille kommt in scharfem Trab heran; der Führer spritzt und macht Meldung. Beim Wärtterhaus rechts vorn hat er einen Mann verloren.

französischer Flieger erscheint über unserem Lazarettzug, und nach kaum 15 Minuten kreipert etwa 300 Meter von uns die erste Granate. Unser Zug aber ist zur Rückreise fertig. Die Verwundeten sind gut gelagert, die Verbände erneuert und ergänzt; nun kann es aus der gefährlichen Nähe der herunterfallenden Granaten heimwärts gehen.

Jetzt beginnt die Tätigkeit des Krankenpflegers. Was wir unseren verwundeten Brüdern an den Augen absehen können, jede Erleichterung, jede Milderung ihrer Schmerzen wird versucht. Zuerst müssen die Personalien festgestellt werden: Wo beheimatet, wo und wie verwundet, welchem Truppenteil angehörend. Wenn dann hier ein Fuß, dort der Arm, der Rücken, der Kopf richtig verbunden, gestützt, gesichert und gelagert ist, forsam überdeckt und das Fieberthermometer von Bett zu Bett gewandert ist, dann kehrt allmählich ein wohlthuendes Behagen in jeder „Stube“ — d. h. Wagen — ein.

Unser Ziel ist Stuttgart. Eine 40stündige Fahrt steht uns bevor. Nur ruhig, Brüder, alle Vorrichtungen fiebern, Ihr werdet nicht geschüttelt! Unerwegt steht ein Wetteifern der Zubehörgeliebten für das Wohl unserer Verwundeten ein. Zigaretten, Eier, Tee, Maffee, Schokolade, Wurst, Brötchen und Zigaretten werden gebracht. Wird der Wagen unserer Verwundeten diesen Liebesbeweis aushalten und vertragen können? ... Ungefährdet erreichen wir Stuttgart; die lange Fahrt ging gut zu Ende. Lebt wohl, Ihr Kameraden! Hände drücken. Gute Verjierung! Adieu, Du Bayer; adieu, Du Cypriote. Württemberg, Schlesiener, Sachse; ich wünsche Euch allen schnelle und gute Heilung! Jetzt einige Stunden Urlaub und Schlaf. Morgen nachmittags 3 Uhr heißt es zur zweiten Reize nach T. . . . antreten. A. P.

**Aus unserer Bewegung.**

**Zuch.** In der gemeinsamen Versammlung vom 13. Oktober referierte Kollege Müntner über „Die Volkswirtschaft im Zeichen des Weltkrieges“. Seine Ausführungen fanden reichen Beifall. In der Diskussion wurde u. a. hervorgehoben, daß auch hier Pflegerinnen auf Männerstationen beschäftigt werden; selbst auf dem Aufnahmehaus finden diese Verwendung. Derartige Maßnahmen können durchaus nicht gutgeheißen werden. Schon aus rein sittlichen und ethischen Gründen sollten Pflegerinnen für solche Kranke nicht verwendet werden. Die Gefahren, welche selbst männliche Pfleger bei vielen dieser Kranken ausgeht sind, sind bekannt. Um wieviel mehr aber treffen diese Gefahren für weibliche Pflegerpersonen zu. Hoffentlich wird dieser Mißstand bald abgestellt. Auch der Abendausgang für die Pflegerinnen soll nicht gleichmäßig erteilt werden sein. Gleichzeitig wurden Klagen wegen zu großer Arbeitsleistung im Reiterlazarett laut.

Ein kurzer Pfeißl; ein Arzt rennet mit einem Wagen los. Nun fängt das Dorf rechts vorn an zu rauchen, und nach zwei Minuten schlagen die Flammen hoch. Neben uns steht Artillerie in Vereinstellung. Ein Motorfahrer knattert heran. Keine Meldung; ein kurzer Pfeißl: die Batterien jagen übers Feld, prohen ab und bum, bum! geht's los. Eine Manensforte mit 30 belagerten Gefangenen und 1 Offizier kommen vorüber. Alle sind in Dunkelblau gekleidet, was furchtbar unpraktisch ist, denn man sieht es meistens, und es ist maßlos schmutzig. Die Gefangenen sind netze, teilweise ganz junge Merks, aber sehr schlecht gekleidet. Ein Artillerieschütze verhört sie. Der Gegenstand des eleganten feldgrünen Jungen mit der feldgrünen Schärpe, der aussieht, wie aus dem Ei gepellt, gegen diese Pelzier ist direkt erbeiternd. Nun kommt für uns Pfeißl. Die Sanitätskompanie fährt nach X. in Schützenlinie und holt die Verwundeten. Fertigmachen! Die Purichen bringen die Pferde. Wir sitzen auf, es geht los, nach vorn. Es kracht ganz nahe. Wir sind vor einem Dorf. Tati! Tati! Ein Divisionsauto mit Generalstablern rast heran: „Walt! Nach links abdivertieren! In dem Dorf werden Sie vom Fort zusammengeschossen.“ Nach links geht es im Trabe ab. Wir begannen Trümmern von Kompagnien, die sich sammeln. Die Feinde sind nämlich gefährlicher, als es in den Bigblättern steht, und man sollte sich in Deutschland hüten, die Leitungen unserer Truppen durch ein billiges Lächerlichmachen der feindlichen Armeen zu Unrecht zu verkleinern. Die sich zum neuen Angriff vor den Forts sammelnden Truppen lächen nicht, sie sind todernt und ausgumpelt, und maßlos weitend. „Angriff“, „Schlacht“, „Zug“ leben in Wirklichkeit ganz anders aus, als es sich am weißgedröckten Maifestlich liest. Wir kommen an ein Gehöft, das voll von Verwundeten liegt. Es sind Deutsche und Belgier. Ankladen! Ein Adjutant bringt den Pfeißl: „Eilen, es kommen Belgier!“ Also ankladen, was das Zeug hält! Los! Wir fahren hinaus, hinter uns tracht es bedrohlich nahe. Nun im

**Serzberge.** Unsere Versammlung vom 8. Oktober wies diesmal infolge von Personal-mangel und der steten Personalveränderung den sonst immer guten Besuch nicht auf. Es wird von den Kolleginnen und Kollegen daher in der nächsten Versammlung eine größere Teilnahme erwartet. Berücksichtigt man die jetzige Zeit, so muß der Bestand der Organisierten immer noch als ein günstiger bezeichnet werden, so daß nur eine stärkere Beteiligung der Kollegenschaft an den Versammlungen notwendig ist. In der Versammlung hielt Kollege Müntner einen Vortrag über „Die Volkswirtschaft im Zeichen des Krieges“. Seine Ausführungen wurden durch reichen Beifall belehnt. Unter „Anstaltsangelegenheiten“ wurde zunächst die Versammelten Mitteilung über den Erfolg der Rücksprache einer Arbeiterschußdeputation mit der Direktion über die neue Urlaubsregelung gemacht. Aus dieser Mitteilung war zu entnehmen, daß die Direktion den Wünschen des Personals Rechnung tragen werde. Die Vermehrung des Personals habe sie selbst als notwendig anerkannt. Der Urlaub soll, sobald die Vermehrung des Personals stattgefunden hat, wieder wie vor dem Kriege gewährt werden. In der weiteren Diskussion brachten einige Redner ihren starken Unwillen über die allzulange Dienzeit zum Ausdruck. Neue Kollegen erklärten, daß sie gar nicht daran denken, nach dem Kriege hier weiter zu schufteln, und daß sie nur die Not in diesen Beruf getrieben habe. — Kolleginnen und Kollegen! Es ist hier nur einiges von den so vielen Klagen und Mißständen erwähnt. Die Erwähnung in der „Sanitätskarte“ kann allein keine Verjierung bringen. Was dringend tut, ist, daß jede einzelne Kollegin und jeder Kollege hilft, die Mißstände zu beseitigen. Jeder einzelne sorge für eine starke freie Organisation in unseren Reihen; denn nur mit deren Hilfe kann die Freiheit und der soziale Fortschritt in unserem schweren Beruf errungen werden. Darum, hinein in die Organisation des Gemeinde- und Staatsarbeiterverbandes!

**Rundschau.**

**Irrenpflegerinnen auf Männerstationen in Berlin!** Der „Vorwärts“ brachte vor einiger Zeit einen Deputationsbericht, worin mitgeteilt war, daß es nicht möglich sei, genügend männliches Personal zu finden und daher zum Teil weibliches Personal auf Männerstationen angestellt worden sei. — In einer trefflichen Erwiderung hat unsere Organisationsleitung darauf das folgende geantwortet:

Es trifft durchaus zu, daß sich infolge des Krieges bei den Berliner städtischen Irrenanstalten ein fühlbarer Mangel an männlichem Pflegepersonal bemerkbar machte, und daß es schon immer Schwierigkeiten gemacht hat, männliches Pflegepersonal in hinreichender Zahl zu erhalten. Die Gründe dafür sind aber

Trabe nach dem Hospital in N., wo 100 teilweise Schwerverwundete angekommen sind. Dort arbeiten wir die ganze Nacht hindurch. . . .

**3. Die letzte Freie.**  
Den ganzen Tag hatte es geregnet, so daß ich keinen trockenen Raden am Leibe hatte; aber in der Nacht sollte es noch schlimmer kommen. Vorher hatten wir so viel Wetterglück gehabt, nun aber will der Regen nicht aufhören. Das Törschen, wo wir Quartier nehmen, ist vollgepfropft von unseren Mannschaften. Wir stehen verstimmt, ich recht müde, unter einem einigermäßen geblühten Torbogen. Zu essen gibt's nichts. Den Begriff eines „leergepfressenen“ Dorfs kennt man in Deutschland glücklicherweise nicht. Wir kennen ihn. Schließlich kriegt ich ein Stückchen Nommischbrot, und auf einem Boden gibt es auch noch eine freie Matratze für mich. Ein Lichtbild. Auf der Strafe steht das Wasser süßhoch, mein Kragen trieft. Auf dem Boden stinkt's. Wir sitzen bis 11 Uhr nachts in der Wirtschaft, ohne bewertet zu werden. Dann hinauf schlafen. Ich falle in einen tiefen Schlummer, aus dem mich um 12 Uhr lautes Pochen weckt. Einer unserer Posten ruft durch die Tür: „Aug 1 der Sanitätskompanie muß sofort abrücken!“ Himmel Donnerwetter! Zug 1 bin ich. Ein Sprung ans Fenster, der Regen strömt und plätschert durch die stockfinstere Nacht, der Wind heult. Also: Nachtmarsch in diesem Wetter! Keine Kameraden, die zu anderen Zügen gehören, legen sich behaglich grunzend auf die andere Seite. In 1 Minuten stehe ich umgedreht mit heruntergelassener Schuppenkette an der Tür. Meine Sachen, mein Pferd — Gott weiß, wo sie sind. Laufen auf der Strafe. Es sei! Ein Wellenbad ist nichts gegen diese Sturmnacht. Sofort findet der Regen seinen Weg: Helmrand, Anker, Kafe, Mann, Krageöffnung, alles trieft. Ich bringe noch einmal rasch auf den Boden hinauf und hole mir eine wollene weiße Tede, die ich um Kragen und Kopf nehme. Auf Schonheit kommt's ja nicht an! . . .

lediglich in dem gesamten Arbeitsverhältnis (durchschnittlich vierzehnstündige Arbeitszeit, niedrige Bezahlung und Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, Moß- und Logiszwang) zu suchen. In Friedenszeiten hat man sich diesem Mangel gegenüber damit zu helfen gewußt, daß man neben dem alten Stamm geübter Pfleger bei Neueinstellungen Leute aus allen möglichen Berufsarten, zumeist Hausdiener, genommen hat. Nur seit Beginn des Krieges scheint man von dieser alten Praxis abzuweichen zu wollen und beruft sich darauf, daß geübte Pfleger — was ja sehr natürlich ist — Augenblicklich schwer zu bekommen sind. Diese Schwierigkeit wird für einzelne Anstaltsdirektionen noch dadurch ganz erheblich gesteigert, als sie von der einzigen für die städtischen Anstalts- und Betriebsleitungen zuständigen Arbeitsvermittlungsstelle — den Zentralarbeitsnachweis der Stadt Berlin — überhaupt nicht die Zuweisung von Arbeitskräften verlangt haben! Und dies, obgleich auf unsere Anfrage beim Arbeitsnachweis versichert worden ist, daß unter den Tausenden der dort sich täglich meldenden männlichen Arbeitskräfte sich auch solche befinden, die für den Dienst in den Irrenanstalten geeignet sind. Also nicht von einem Mangel an männlichen Arbeitskräften, sondern nur von einem Mangel an gutem Willen, neue männliche Arbeitskräfte wieder einzustellen, kann hier die Rede sein. Es haben sich dann infolge dieser Sparamkeitspolitik in den Anstalten Verhältnisse entwickelt, von denen nun auch wohl die Deputation eingesehen hat, daß sie auf die Dauer einfach unhaltbar sind. Es hat daher auch wohl nicht die „Not“, sondern einfach die Sparamkeit dazu geführt, Frauen auf Männerstationen als Pflegerinnen zu verwenden. Das schon die Öffentlichkeit Protest dagegen eingelegt, daß weibliche Schaffner auf den Straßenbahnen beschäftigt werden während der jetzigen Zeit, so ist wohl kein Wort scharf genug, um das Verhalten der Deputation für die städtische Irrenpflege zu kennzeichnen, die die Frauen nicht nur an Stelle der männlichen Arbeitslosen beschäftigt, sondern ihnen eine Beschäftigung zuweist, die mit den schwersten Gefahren für sie verbunden ist. Es kann jederzeit passieren, daß einer der geisteskranken Männer von einem Tobuchtsanfall heimgesucht wird und sich in diesem Zustand an der Pflegerin vergräbt, so daß diese weder ihrer Gesundheit noch ihres Lebens sicher ist.“

An die Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege im Kriege hat deren stellvertretender Militärinspektor, Nürst von Datzfeldt, folgendes Schreiben gesandt: „In der letzten Zeit sind zahlreiche Klagen darüber eingelaufen, daß zur freiwilligen Krankenpflege da, wo Vollschwestern erforderlich sind, auch Delferinnen angenommen worden seien. Es wird darüber Beschwerde geführt, daß auch bereits bei der Bildung der Formationen der freiwilligen Krankenpflege im Frieden seitens der Herren Territorialdelegierten Delferinnen zugelassen seien, obwohl noch zahlreiche Vollschwestern zur Verfügung gestanden hätten. Die Herren Territorialdelegierten darf ich bitten, darauf zu achten, daß in erster Linie die bereits im Frieden zur Unterstützung des Kriegsanitätsdienstes zugelassenen staatlich anerkannten Schwestern (Kreuzschwestern, Diakonissen und Ordensschwestern), dann die übrigen staatlich anerkannten Vollschwestern, auch die sogenannten „freien“ Schwestern, soweit sie sich dazu eignen, und erst, wenn solche nicht vorhanden sind, Hilfschwestern, ausnahmsweise auch Delferinnen, zur freiwilligen Krankenpflege zugelassen werden. Ich erlaube die Herren Delegierten, sowohl bei der Aufstellung der Formation der freiwilligen Krankenpflege wie auch bei der Ausstattung von Lazaretten diese Gesichtspunkte sorgfältig zu beachten. Sollten dortorts Vollschwestern nicht mehr zur Verfügung stehen, so bitte ich, sich dieserhalb an mich zu wenden, bevor Delferinnen eingestellt werden. Die in der letzten Zeit zahlreich zur Ausbildung angenommenen Delferinnen sind darauf hinzuwirken, daß sie auch außerhalb der freiwilligen Krankenpflege verschiedene Tätigkeitszweige (Säuglings- und Kinderfürsorge, Wächnerinnenpflege, Gemeindepflege, Krüppelpflege usw.) ergreifen können, die dazu dienen, die Not und das Elend der Kriegszeit zu lindern.“

Die deutsche Verwundetenpflege. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ teilt die Beobachtungen des Generalstabsarztes der Armee und Chefs des Feldsanitätswesens v. Schjörning über die Organisation der Kriegskrankenpflege mit, worin es heißt: „Am Besten — nur über diesen kann ich aus eigener Anschauung urteilen — hat sich die Organisation und das Material durchaus bewährt. Es ist zu bedenken, daß zunächst in Belgien die Armee ohne Train und Sanitätseinrichtungen vorrücken mußte. Sodann folgte der überaus schnelle Vormarsch einzuweisen noch ohne den Ausbau der Stappentrafé. Darauf begannen die großen und kleinen

Schlachten mit bedeutenden Verlusten und auf weit ausgedehnten Strecken. Täglich gab es viele Verwundete. Die Länge und Dichtigkeit des Artilleriekampfes gestattete nicht das Vortreten gewisser Bezirke des Schlachtfeldes. Es gab Stunden, wo jedes Hilfsbringen Wahnsinn gewesen wäre. Im allgemeinen hat die erste Hilfe nach jeder Richtung hin gesichert werden können. Alle Verwundeten sind auf dem Schlachtfeld ordnungsgemäß verbunden worden und so sicher und gut, daß oft, ja meist, der erste Verband auf dem ganzen Transport liegen bleiben konnte. Die Schwerverwundeten sind sogleich in die Feld-, dann in die Kriegslazarette gebracht worden. In einer Woche gab es 40 000 bis 50 000 Leichtverwundete, und diese haben wir in die Heimat geschickt. Die eigentlichen Lazarette und Hilfslazarettzüge kommen nur selten bis nach vorn. Wir mußten Güterzüge benutzen, weil wir die vielen Verwundeten nicht anhäufen lassen konnten, um das Auftreten von Epidemien zu verhüten. Das ist gelungen. Der Gesundheitszustand des Heeres ist sehr gut. Darmkatarrhe und einzelne leichte Ruhrfälle sind im Abnehmen begriffen, Typhuserkrankungen sind vereinzelt. Ich betone: Der Transport ist gut gegangen. Die Soldaten wurden in fast allen Stationen versorgt. Der Dienst auf dem Schlachtfeld und auf dem Stappenhauptort war der schwerste. Ärzte und Krankenpfleger arbeiteten Tag und Nacht mit Aufbietung aller Kräfte. Natürlich ist es dem einen oder anderen Verwundeten nicht nach Wunsch gegangen, insbesondere die Angehörigen können sich in vieles nicht finden. Der Krieg von heute ist rücksichtslos; töten doch unsere Gegner selbst die Verwundeten in der Gefangenschaft und ermorden Ärzte und Krankenpfleger. Aber es wäre traurig, einzelne Fälle zu verallgemeinern, wie es bisweilen geschieht. Es stehen 9000 Ärzte im Felde. Ueberall sind unter dem Zeichen des roten Kreuzes liebevolle Hände bereit, zu helfen und zu sorgen. Wir können ganz beruhigt sein. Das einzige, was bisweilen Schwierigkeiten machte, war der Transport vom Schlachtfeld zur Stappe. Es sind aber für diesen Zweck bereits weitere Transportmittel in großer Zahl beschafft. Da auch der Nachschub von Verbandmaterial und Arzneien regelmäßig erfolgt, können wir zufrieden sein.“

### Filliale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten.

In der Mitgliederversammlung vom Donnerstag, den 15. Oktober, referierte Kollege Wuysh über die Aufgaben der Gewerkschaften während des Krieges. Im Zusammenhang damit fanden die Maßnahmen, welche unser Vorstandsvorstand getroffen hat, eingehende Besprechung und einstimmige Zustimmung der Versammelten. Von der Kriegsveränderungsklasse der „Vollfürsorge“ nahmen die Kolleginnen und Kollegen mit lebhaftem Interesse Kenntnis. Der Versammlungsleiter teilte mit, daß die Prospekte von der Krisenverwaltung eingefordert werden können, und ersuchte dringend, Angehörige und Freunde von Kriegsteilnehmern auf diese Kriegsveränderungsaufmerksamkeit zu machen. — Unter „Verunsicherungen“ kam noch einmal der kolossale Rückgang der Krankenstufenbäder zur Sprache. Ein Verbot von Seiten der Mannesverwaltung gegen das Verordnen medizinischer Bäder ist — wie in der vorigen Versammlung als Vermutung ausgesprochen wurde — nun allerdings an die Ärzte nicht ergangen. Letztere sind nur mit Rücksicht auf die jetzige schwierige Lage der Massen zur Sparamkeit angeregt worden; immerhin ist auch dadurch die Arbeitslosigkeit der Badeanstaltsangestellten um ein Bedeutendes herabgemindert worden. Beide Ehemänner der Gruppe, die Kollegen Döberlein und Wozmann, sind zum Heeresdienst einbezogen worden. Mit der Leitung wurde daher bis auf weiteres der Kollege Michaelis betraut. An Stelle der zurücktretenden Kollegin Michaelis trat als Schriftführerin die Kollegin Wozmann ein. Die nächste Mitgliederversammlung findet am Mittwoch, den 25. November, statt.

### Pfleger, besonders gut ausgebildete Irrenpfleger

werden sofort gesucht. Kollegen wollen sich melden bei unserem Zentral-Stellennachweis, Berlin W. 57, Winterfeldtstraße 24. Telefon-Amt 2460, 6488. Anruf 8 Uhr.